11. Abschied.

In der Frühe des Tages, an dem sich Folkmar zur Heerfahrt in Speyer stellen mußte, stieg Herr Megenfried mit Weib und Kindern nach der Burg empor, nachdem sie in der Dorfkirche dem Gottesdienst beigewohnt.

„Heute tritt Folkmar die Fahrt nach Sachsen an, — wir werden ihn bald zum Abschied bei uns sehen," sagte Weingarten mit trüber Miene.

„Vater, wenn ich groß bin, ziehe ich geradeso wider die Sachsen, wie jetzt Herr Folkmar!" rief der kleine Egilbert.

„Ja, mein Kind! Vorerst jedoch ziehst Du auf einige Jahre in die Klosterschule zu St. Lambrecht, auf daß Du in frommer Zucht nützliche Dinge lernst. Wider Heiden und Feinde des Vaterlandes zu kämpfen, ist rühmlich. Die Sachsen jedoch sind weder Heiden, noch Reichsfeinde. Gute Christen sind die Sachsen, tapfere, freiheitliebende Männer. Wer streitet wider die Sachsen, den kann ich nicht loben, noch weniger ihn aufnehmen in die Sippschaft unseres Geschlechtes."

Oda vernahm die Worte. Eine an Bestürzung streifende Überraschung malte sich auf ihrem Angesicht.

In der Burg angelangt, stieg sie nach ihrer Kemenate empor, betrat sogleich den Söller und spähte in die Ferne. Nach längerem scharfen Auslugen kehrte sie in das Zimmer zurück, legte Hut und Überwurf ab und empfing die eintretende Zofe mit den Worten: „Das Geheimnis, dessen Enthüllung wir vergeblich anstrebten, hat mein Vater absichtslos verraten. »Wer streitet wider die Sachsen, den kann ich nicht loben, noch weniger ihn aufnehmen in die Sippschaft unseres Geschlechtes.« — So hat er gesagt, — jedenfalls auch so gesprochen zu Folkmar."

Amulred las in den Zügen ihrer Gebieterin tiefes Wehe und suchte nach Trostgründen.

„Die Rede Eures gestrengen Vaters paßt aber doch nicht auf den edlen Ritter von Winzingen. Er liebt ihn ja wie den eigenen Sohn, was unmöglich wäre, müßte er gering von ihm denken."

„Mein Vater achtet Folkmar wegen seiner kühnen Tapferkeit und mancher guten Eigenschaften. Er ist ihm väterlich gesinnt, weil er einziger Sohn seines verstorbenen Freundes ist. Dies alles schließt jedoch seinen schweren Tadel nicht aus gegen einen Edelmann, der zu Felde zieht wider die Freiheit liebenden, für ihre Rechte kämpfenden Sachsen. Einem solchen will er nicht versippt werden. — Nun ist mir

alles klar!“ fuhr sie traurig fort. Ehedem begegnete mir Folkmar freundlich, schenkte mir sogar liebevolle Aufmerksamkeit. Doch jählings wandelte sich warme Teilnahme in das Gegenteil. Er wurde zurückhaltend und ernst, vermied jedes minnigliche Wort, selbst meinen Anblick. Woher diese plötzliche Verwandlung? Weil mein Vater ihm erklärte, daß er seine Tochter dem Sachsenfeinde nicht zur Ehe geben werde, und ihm deshalb jede trauliche Annäherung verbot. Weil jedoch Herr Folkmar mich trotzdem liebt und zu ehrenhaft ist, den Willen meines Vaters nicht zu achten, so geriet er in harte Seelenbedrängnis. Daher seine Beklommenheit in meiner Gegenwart, seine Scheu, mich anzusehen, sein Bemühen, das Geheimnis seines Herzens mir zu verbergen,“ schloß sie und wehrte tapfer dem andrängenden Thränenerguß.

„O Jammer!“ sagte Amulred, die sehr wohl Odas richtige Erklärungen erkannte. „Dennoch täuscht Ihr Euch, Gnädigste! Wäre Folkmars Sachsenfeindschaft Ursache von Eures Vaters vermeintlichem Gebot, dann würde der Ritter gewiß die Heerfahrt nach Sachsen unterlassen.“

„Thut er es dennoch, so beweist dies, daß seine Minne nicht stark und mächtig genug ist, ihn von der Heerfahrt abzuhalten.“

„Wenn er aber nicht kann, was er ums Leben gern möchte?“ wandte die Zofe ein. „Er ist des Königs

Vasall, muß die beschworene Treue halten. Kann ein so edelgesinnter Degen, wie unser Lebensretter, Treue brechen und ehrlos werden? Also, — seht Ihr? Darum sollte Euer gestrenger Vater ein Einsehen haben und nichts Unmögliches verlangen."

Odas Schweigen schien die Bemerkungen der Zofe zu bestätigen. Sie erhob sich, trat auf den Söller hinaus und spähte über das Land. In der Ferne blitzten Waffen und Rüstungen im Sonnenschein.

„Folkmar kommt!" rief sie in das Zimmer zurück.

Sofort eilte Amulred an ihre Seite.

„Wo kommt er? Nirgends kann ich ihn erspähen."

„Siehst Du dort in der Weite das Leuchten und Schimmern über den Saatfeldern? Sieh' doch, wie jetzt wieder die Sonne lohendes Flammen und Blitzen seiner Rüstung entlockt?"

„Ach — ja! Er ist nicht allein."

„Sein Knappe begleitet ihn, und dieser führt ein Saumtier, beladen mit Kleidung und Nahrungsmitteln; denn jeder Ritter muß auf zwei Monate sich vorsehen."

Die Beobachteten ritten scharf und kamen schnell näher. Folkmars gepanzerte Hünengestalt glich jetzt einer schimmernden Säule von Erz, die sich zwischen dem jungen Grün der Fluren heranwälzte.

„Ziehen wir uns zurück, er soll uns nicht bemerken," sagte Oda, mit Amulred den Söller verlassend.

Winzingens Falkenaugen hatten Oda längst erspäht. Von Egilbert wußte er, daß sie nach ihm auszulugen pflegte. Die Wahrnehmung, von jener, die er so innig und hoffnungslos liebte, mit Sehnsucht erwartet zu werden, erregte in dem jungen Recken Gefühle, die von lieblicher Minne weit entfernt zu sein schienen. Wie ihm damals Megenfrieds unerschütterlicher Wille und hartes Gebot im Palas wilden Grimm und Zähneknirschen erweckte, so bewirkten jetzt die gleichen Ursachen ähnlichen Gemütssturm. Seine Augen flammten, die Ringe der Kettenrüstung knirschten unter heftigem Ausrecken der Glieder, und vom Sporn gestachelt, galoppierte das mächtige Schlachtroß über das Feld.

Oda saß in Gedanken vertieft. Sie merkte gar nicht, daß Amulred ihr niederwallendes Goldhaar ordnete und den glänzenden Silberreif um das Haupt zog.

„Herr Folkmar ist da!" sagte sie, als Hufschlag über die Bohlen der Zugbrücke dröhnte.

Oda blieb unbeweglich sitzen.

„Hört den lauten Willkommgruß Eures Vaters! Will meine Herrin nicht zur Begrüßung hinabsteigen?"

„Nein! Die Sitte gebietet uns Frauen, zu warten, bis wir gerufen werden," entgegnete sie niedergedrückt und in einer Haltung, die an Betäubung streifte.

Megenfried geleitete Winzingen nach dem Palas, wo ihn Speise und Trank erwarteten.

„Ich bedarf keiner Labung, habe vor dem Auszuge daheim gegessen," sagte er auf des Burgherrn Einladung. „Ich komme zum Abschied, — der soll kurz sein," schloß er mit bewegter Stimme.

Auch Weingarten befand sich in trüber Stimmung.

„Eine harmvolle Stunde für uns beide!" sprach er. „Würdest Du ausziehen zum Kampfe für eine gerechte Sache, so wäre ich frohen Mutes, mein Segen würde Dich begleiten. Nun aber zwingen Dich Eid und Lehenspflicht, der Sache eines grausamen Herrschers zu dienen. Dein Schwert soll das Blut tapferer Männer vergießen, die mannhaft streiten für ihre Freiheit. Du sollst dem Tyrannen helfen, Ketten zu schmieden für die Wächter und Verteidiger ihrer Heimat, auf daß ein gewissenloser König einem ganzen deutschen Volksstamm das Joch der Knechtschaft auflegen kann. O Folkmar, solches grämt und quält mich mehr, als ich in Worten fassen kann!"

Der Gewappnete starrte vor sich hin. Der herbe Schmerz seines väterlichen Freundes erschütterte ihn. Dazu bereitete ihm der Gedanke, durch seine Heerfahrt zwischen Oda und sich die Scheidewand zu verstärken, die bittersten Seelenqualen.

„Für Eure Bekümmernis um meinetwillen danke ich Euch, Herr Megenfried! Ich selbst grolle der Pflicht,

die mich zwingt, mein süßestes Lebensglück zu verscherzen. Ich kann nicht anders. Ihr selbst werdet mir nicht ansinnen, durch Treubruch der Ehrlosigkeit zu verfallen."

„Gewiß nicht! Ich habe Dir jedoch den Weg gezeigt, der frei macht vom Pflichtzwang der Vasallenschaft. Gebe das Lehen zurück. Ledig bist Du der Dienstbarkeit."

„Hiezu würde mich die Minne bestimmen, — doch Ehre geht über Minne," entgegnete er mit innerem Widerstreben. „Finde ich im Schlachtgewühl den Tod, so verliere ich mit dem Leben nicht viel, weil mir versagt ist, im Besitze Odas glücklich zu sein."

„Solche Rede steht einem kühnen Degen schlecht," tadelte Weingarten. „Ringen soll der Mann, kämpfen wider starke Hindernisse, aber nicht mutlos werden und verzagen. Was Du jetzt nicht kannst, wirst Du später, nach gewonnerer besserer Einsicht, thun müssen. Dermalen jedoch, in Verbindung mit einem Gemahl, der einem Tyrann pflichtig, könnte Oda nicht glücklich sein. Du kennst den Frieden und das glückliche Zusammenleben in diesem Hause. Nicht Fehden, nicht Raubgier und Rachsucht, nicht unchristliche Härte gegen die Grundholde, verschließen uns den Himmel, der seinen Segen ausgießt über alle, die ihm dienen. Wir beten und arbeiten und wandeln in Treue vor Gott. Und weil wir die klägliche Entartung eines großen Teiles des

Adels von uns weisen, darum können uns Verarmung, verdientes Unglück und verderbliche Folgen schlechter Leidenschaften nicht erreichen. Wandelst Du mit Oda gleiche Wege, so werden gleiches Glück durch das Leben euch begleiten."

„Was Ihr sagt, ist gut und weise, — kann ich es erreichen?"

„Ja, mit gutem Willen und Gottes Hilfe! Hier, lieber Poppo, verschmähe es nicht, von mir diese Wegzehrung anzunehmen," fuhr er fort, einen mit Silbermünzen gefüllten Beutel hervorziehend. „Als ich mit Kaiser Heinrich III. wider die Ungarn zog, lernte ich den Wert des Geldes bei der Heerfahrt kennen."

„Eure Güte ist allzugroß, Herr Megenfried! Wie kann ich eine so reiche Gabe annehmen?"

„Denke, ich sei Dein Vater. Verbreitet des Königs Rache im Sachsenlande Verwüstung, Brand und Raub, so enthalte Dich solcher Frevel, deren Du nicht bedarfst, das Leben zu fristen."

„Ich werde Eure Mahnung nicht vergessen und danke Eurer Vatergüte. Sodann möget Ihr eine Bitte nicht versagen," fuhr er beklommen fort. „Mein Gelöbnis hielt ich, so schwer dies auch fiel. Mit ungezählten Feinden zu kämpfen, ist leicht gegen die Aufgabe, Oda gegenüber kalt zu erscheinen, wie Eis, und hart, wie Stahl. Dennoch wandelten mich Euer Gebot

und mein verpfändetes Wort in eine Bildsäule von Eis und Stahl."

„Ja, Du hast Dich mannhaft gehalten, lieber Poppo! Oft bewunderte ich Deine Siege über Dich selbst."

„Nun aber, in der Stunde des Scheidens, möchte ich bitten, nur für einige Minuten des Gelöbnisses mich ledig zu sprechen. Wer in den Kampf zieht mit sehr tapferen Feinden, darf an seiner Rückkehr zweifeln. Darum gestattet, daß ich beim Scheiden freundliche Worte an Oda richte."

„Freundliche Worte seien Dir nicht verboten, jedoch dürfen sie keine Verräter Deiner geheimen Minne sein. Des Kindes Seelenfrieden und Gemütsruhe zu bewahren, ist des Vaters Pflicht."

Die silberne Pfeife Megenfrieds rief den Kammerdiener.

„Melde meiner Frau und Tochter, Herr Folkmar wolle ihnen Lebewohl sagen."

Odas bevorstehendes Erscheinen versetzte den jungen Mann in bedeutende Gemütserregung. So heftig geriet sein Blut in Wallung, daß sein Gesicht in raschem Wechsel erglühte und erbleichte.

„Ah, — wie wird es plötzlich hier so schwül!" sagte er, hob den Helm vom Haupte, und schlug die Panzerkappe nach dem Nacken zurück, so daß sein jugendlich schönes Angesicht völlig frei wurde.

Weingarten begriff die Ursache der Aufregung.

„Fasse Dich, mein Sohn! Kein Mensch, nicht einmal Frau Minne, dürfen einen kühnen Degen bezwingen."

Die Frauen betraten den Palas, — Oda im hehren Glanze jungfräulicher Anmut und bezaubernder Schönheit; Frau Eliftrud mit dem Ausdruck mütterlicher Teilnahme.

Folkmar ging ihnen entgegen und begrüßte sie mit tiefer Verbeugung. Da in jener Zeit die Anstandsförmlichkeiten dürftig und die Künste noch nicht üblich waren, sein Denken und Fühlen durch Verkehrsglätte zu maskieren, so kam Herr Folkmar in große Not. Freundliche Worte durfte er sagen, sein Herzensgeheimnis jedoch nicht verraten. Nun aber übte Odas Gegenwart solche Macht, daß ihm selbst nicht entging, wie der Ausdruck seines Mienenspiels und seiner Augen, deren Lider ihm glücklicherweise als verdeckende Schleier dienen konnten, zum Verräter dessen wurde, was er verbergen mußte. Dazu brachte ihn Odas strahlendes, mit warmer Teilnahme auf ihm ruhendes Augenpaar in solche Verwirrung, daß ihm alles Denken verging. Es wäre unrecht, den jungen Degen in solcher Verfassung als Schwächling zu betrachten, zumal er Selbstbeherrschung hinreichend bewiesen und glänzende Siege über die gar mächtige Frau Minne errungen hatte,

aber den Regungen deutscher Gemütstiefe konnten sich auch die stärksten Recken jener Zeit nicht entziehen.

„Folkmar ist im Begriffe, dem Aufgebot des Königs zur Heerfahrt folgend, nach Speyer zu reiten," erklärte Megenfried. „Er hat den Umweg hieher gemacht, um Abschied von uns zu nehmen."

„Wie muß ich das beklagen!" nahm Frau Eliftrud das Wort. „Soll denn immer Fehde, Verwüstung und Blutvergießen sein? Tolle Welt! Im Segen der Arbeit und frommer Zucht könnten die Menschen in Glück und Frieden leben, — dennoch lassen sie von argen Leidenschaften sich umstricken, in Jammer und Elend sich stürzen. Mir thut es wahrlich leid, Herr Folkmar, daß Euch Vasallenschaft an das Machtgebot eines gar bösen Herrn bindet! Ich will Gott innig bitten, er möge Euch unter seine allmächtige Hut nehmen, vor Tod und Wunden Euch bewahren, auf daß Ihr wohlbehalten zu uns widerkehrt."

„Für die wohlthuenden Worte und treue Güte danke ich Euch, edle Frau! Ich selber bin dem Waffengang mit dem Sachsenvolk aufrichtig gram, — muß jedoch dem Zwang des Lehenseides mich unterwerfen."

„Eide darf niemand brechen, unter keiner Bedingung, — es sei denn, Eide verpflichten zum Bösen," sagte Oda. „Gottlose Eide zu halten, ist ebenso unchristlich und feige, wie heilige Eide zu brechen. Niemals kann der Eid binden, einer schlechten Sache zu

dienen. Wäre der Krieg gegen die Sachsen ungerecht, dann verriete Ungehorsam gegen das Aufgebot zur Heerfahrt ritterlichen Sinn und kühnen Mut."

Mit dem größten Erstaunen vernahm Folkmar die Rede. Sie hatte ein so naheliegendes, unbestreitbar richtiges Urteil ausgesprochen, daß ihn die eigene Gedankenlosigkeit im Augenblick verblüffte, nicht längst darauf gekommen zu sein.

Megenfried lächelte.

„Ich bin glücklich, eine Tochter zu besitzen, die man den weisen Frauen beizählen kann. Noch glücklicher wäre ich, wenn unser Freund dem Spruche der Sibylle Oda von Weingarten folgen wollte."

Folkmar hatte sich inzwischen gefaßt und den springenden Punkt im vorliegenden Fall erkannt.

„Innigsten Dank für die weise Beratung, adeligste Maid!" erwiderte er. „Könnte ich von der Ungerechtigkeit des Krieges überzeugt oder berufen sein, die Unternehmungen des Herrschers im Reiche zu prüfen, zu billigen, oder zu verwerfen, so wäre ich kühn genug, von Treueid und Lehenspflicht mich zu entbinden. Da nun aber weder das Eine, noch das Andere zutrifft, so ist es mir bittere Qual, nach Eurem Spruche nicht handeln zu können."

Bei den letzten Worten spiegelte sich ein Seelenschmerz in seinem Blick, der weitaus den Sinn seiner Worte übertraf.

„Müssen wir uns in das Unabwendbare fügen, so verschmähet wenigstens nicht mein Sorgen für Euer Wohlergehen," sagte Oda, ein kleines Schmuckkästchen hervorziehend. „Dieser Schrein enthält eine Reliquie des heiligen Ritters Eustachius, der ein berühmter Held gewesen und lieber unter Marterqualen starb, als daß er den römischen Heidengöttern auf des Kaisers Befehl Opfer brachte."

Sie öffnete das Kästchen. Ein goldenes Kreuz, mit seidener Umhängschnur versehen, kam zum Vorschein. Sie drehte an einer Schraube, das Kreuz öffnete sich und ein winziger, gelblicher Knochensplitter wurde sichtbar. Alle bekreuzten sich und erwiesen den Überresten des gebenedeiten Martyrers große Verehrung, indem sie die Kniee beugten.

„Die heilige Reliquie empfing ich von unserer ehrwürdigen Mutter Äbtissin von Schönfeld," erklärte Oda. „Jetzt überlasse ich sie Euch, Herr Folkmar, mit der Bitte, im Laufe des Feldzuges des heiligen Ritters und Martyrers Eustachius eingedenk zu sein, Euch täglich seiner Fürbitte und treuen Hut zu empfehlen, auch die Schrecken des Krieges, so viel Ihr vermögt, im Geiste des heiligen Eustachius zu mildern."

Knieend empfing er die Gabe, damals höher geschätzt, als Gold und Edelsteine.

„Innigsten Dank für das gebenedeite Kleinod, — Dank Eurer minniglichen Fürsorge!" sprach er bewegt.

„Auf meinem Herzen will ich das heilige Schutzmittel tragen, — auf meinem Herzen, das in Dankbarkeit und Verehrung für Euch erglüht. Und jetzt, da ich vielleicht für immer von hinnen scheide, jetzt drängt es mich, um Verzeihung zu bitten für alle Unfreundlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Euch. Vorstellen zu müssen, was ich nicht war, — kalt erscheinen zu müssen gegen das höchste und süßeste Glück meines Lebens, bereitete mir namenlose Qualen."

Hier wurde er von dem unruhig gewordenen Burgherrn unterbrochen.

„Aber, Poppo, merkst Du nicht, wie Dein Reden Oda Thränen erpreßt? Hast Du nicht gesagt, der Abschied müsse kurz sein?"

Der Gemahnte bezwang sich. Wieder kniete er vor Oda, faßte ihre Hand und küßte sie. Auch die Hand der Burgfrau führte er flüchtig an die Lippen. Hierauf wandte er sich rasch ab, zog die Panzerkappe über das Haupt, setzte darüber den Helm und verließ in Weingartens Begleitung den Palas.